

Die Radiopredigten

auf DRS 2 gehört – als Ergänzung notiert. Es gilt das gesprochene Wort

Ralph Kunz, evangelisch-reformiert

18. Januar 2009

Gegen jeglichen Zynismus

Römerbrief 8,18f

Liebe Hörerin, lieber Hörer

kurz nach Weihnachten habe ich einen handgeschriebenen Brief erhalten. Kein Absender, nur ein Name war drauf, vermutlich ein Pseudonym: Sonja Aisha. Es war kein freundliches Schreiben. Frau Aisha klagt an. Ihre Wut richtet sich gegen Christen. Sie fragt: Wie könnt Ihr an Weihnachten Lieder singen vom Frieden auf Erden – in einer Welt, in der so grauenvolle Dinge geschehen?

Meine erste spontane Reaktion: Weg mit dem Wisch, ab in den Papierkorb. Aber dieser verflixte Brief starrte mich eine Woche lang an. Und ich habe mich entschlossen, Frau Aisha heute Morgen zu antworten. Vielleicht hört sie zu? Und vielleicht stellen ja auch liedersingende Christenmenschen Fragen?

Der Glaube an Gott und unmenschliches Leid: Wenn wir die Bilder der getöteten Kinder in Gaza sehen, fragen wir uns doch: wie geht das zusammen? Hoffentlich fragen wir uns das. Hoffentlich lässt uns das keine Ruhe und wir haben nicht abgeschlossen und uns abgefunden mit dem Elend dieser Welt. Das ist auch das Erste, was ich der Kritikerin sagen möchte: Christ sein heisst nicht, seinen Seelenfrieden finden, die Welt schön färben oder die Augen vor dem Elend schliessen. Im Gegenteil: Der Glaube verschärft die Frage. Wie kann ein guter Gott unmenschliches Leid zulassen?

Entweder möchte er etwas dagegen unternehmen, aber kann nicht, weil er zu schwach ist. Warum sollten wir aber einen solchen Schwächling Gott nennen? Oder aber Gott hätte die Macht, aber will dem Bösen nicht entgegen treten. Aus welchen Gründen auch immer. Ein solcher Gott wäre ein Zyniker, den wir vielleicht fürchten, aber nicht lieben könnten.

Nun glaube ich weder an einen schwächlichen noch an einen zynischen Gott. Beide können mit gestohlen bleiben. Ich halte mich an einen Gott, den ich liebe und fürchte, auf den ich mich verlassen kann, der über mir schon wachte, als ich kaum zu sein begann und der mir ganz nahe ist, näher als ich mir selber je sein kann. Es ist der Gott, dessen Wege und Gedanken mir zu hoch sind, der mir ein Rätsel bleibt und sich mir verbirgt und gleichzeitig der Gott ist, der ein menschliches Gesicht hat. Dieser Gott ist kein Konstrukt meiner Frage. Weder stopft er die Lücken meines Wissens noch liefert er befriedigende Antworten auf die Rätsel des Menschseins..

Eines dieser Rätsel ist das unverschuldete Leid. Es gibt ja auch Leiden in der Folge einer schuldhaften Handlung. Das ist weniger rätselhaft. Was wir nicht begreifen können, ist das Unglück, dass aus heiterem Himmel die einen trifft und die anderen nicht. Warum ist das so? Welchen Sinn macht das? Ich kenne keinen Menschen, der darauf eine endgültig befriedigende Antwort geben kann. Wenn es einen solchen Menschen gäbe, wäre er tatsächlich Gott. Denn wenn seine Antwort endgültig wäre, dürfte es ja keinen Grund mehr, die Frage wieder zu stellen. Und das wird erst dann der Fall sein, wenn der Tod nicht mehr ist, kein Geschrei und keine Klage laut wird und alle Tränen abgewischt sein werden. Dieser Tag ist noch nicht gekommen. In der Bibel heisst es: nicht einmal der Menschensohn weiss, wann er kommt. Wir können nur hoffen, dass er kommt. Und das ist auch die einzige Möglichkeit, an einen Gott im Leid zu glauben – die Hoffnung, dass sich Gott einmal ganz offenbaren wird. So schreibt es Paulus im Brief an die Römer

„Denn ich bin überzeugt, dass Leiden dieser Zeit nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Herrlichkeit, die an uns offenbart werden soll. Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet darauf, dass die Kinder Gottes offenbar werden. Die Schöpfung ist ja unterworfen der Vergänglichkeit – ohne ihren Willen, sondern durch den, der sie unterworfen hat –, doch auf Hoffnung; denn auch die Schöpfung wird frei werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, dass die ganze Schöpfung bis zu diesem Augenblick mit uns seufzt und sich ängstigt. Nicht nur sie, sondern auch wir selbst, die wir den Geist als Erstlingsgabe haben, seufzen in uns selbst und sehnen uns nach der Kindschaft, der Erlösung unseres Leibes. Denn wir sind

„war gerettet, doch auf Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man auf das hoffen, was man sieht? Wenn wir aber auf das hoffen, was wir nicht sehen, so warten wir darauf in Geduld.“

So steht es im Brief des Apostels. Vielleicht reagiert Frau Aisha auf diesen Brief wie ich auf ihren: Weg mit dem Wisch in den Papierkorb. Eins ist jedenfalls sicher: der Apostel hat keine Beweise dafür, dass wahr ist oder wahr wird, was er glaubt. Und deshalb ist es nicht schwer, den Glauben der Christenheit als ein Wunschgebilde zu entlarven. Christen wollen an den Gott glauben, der gekommen ist, weil sie sonst die Hoffnung auf den Gott verlieren, der kommen wird. Und sie wollen hoffen, dass er kommt, weil sie sonst ihren Glauben an den Gott, der gekommen ist, nicht begründen können.

Wenn mir nun einer sagt: „Du glaubst es, weil du es glauben willst“, bleibt mir nichts anderes übrig als zuzugeben: „Du hast Recht. So ist es. Ich wünsche es mir von tiefstem Herzen, dass der Tag der Gerechtigkeit kommt. Ich hoffe, dass wahr wird, was ich jetzt glaube und dass alle es sehen. Und ich wünsche mir, dass der fromme Wunsch in mir brennt bis ans Ende meiner Tage. Jesus von Nazareth hat mich gelehrt so zu beten: Himmlischer Vater, Dein Reich komme, Dein Wille geschehe, wie im Himmel so auf Erden.“

Am Tag, an dem wir mehr von ihm erkennen als jetzt, wird sich unsere Hoffnung erfüllen. Das meint Paulus, wenn er sagt, wir sehen es noch nicht. Umgekehrt wäre ohne diese Aussicht unser Glaube ein Blindflug. Darum ist es wichtig, schon jetzt Gottes Spuren zu entdecken. Sonst verlieren wir die Hoffnung. Nur in dieser Spannung kann ich meinen Glauben im Leben und Leiden behalten. Und das hat wiederum Konsequenzen für mein Gottesbild. Mein Gott ist kein Zuschauer, kein Beobachter oder Zaungast, der mehr oder weniger betroffen auf die Welt herabschaut wie wir – wenn wir uns die Tagesschau angucken. Aber er ist auch kein Polizist, der eingreift, wenn es ihm zu bunt wird. Solche Gottesbilder versagen und zerschellen an unserer Erfahrung. Und das ist auch gut so.

Denn der Glaube an den lebendigen Gott nimmt Abschied von Marionettentum der Religion. Um zum lebendigen Gott zu gelangen, muss ich auch meinen Beobachterposten verlassen. Ich muss darauf verzichten, mich zum Richter zu erheben, ein Urteil zu sprechen oder vom Feldherrenhügel die Schlacht zu kommentieren und die Unterlassungssünden Gottes anzuprangern. Als ob ich es besser wüsste.

Wenn wir so reden, reden wir über einen Götzen, den wir nur aufstellen, um ihn mit viel Getöse wieder zu demontieren.

Im Haus der Bibel hat es viele Wohnungen. In einigen begegne ich verzweifelte Menschen, die gar keine Kraft haben, für solche intellektuellen Scharmützel: sie können nur noch zu Gott schreien. Sie verstehen Gott nicht, aber sie können ihn nicht loslassen. Sie hängen an ihm. Einige haben einen Namen heißen Hanna, Sara, Jeremia oder Hiob. Viele haben keine Namen oder nur ein Pseudonym. Die Bibel ist kein Schönwetterbuch, sie ist handgeschrieben. Sie gibt auch den Verzweifelten eine Stimme. Sie ist wie ein Brief, in dem die Fragen der Menschheit stehen, Erfahrungen, die Gott in Frage stellen, aber auch uns selbst. Diese Menschen sind keine Opfer, sondern Zeugen für die Gegenwart Gottes mitten unter uns. Und so verstehe ich auch Jesus von Nazareth und seine Passion für die Menschen – nicht als Opfer, sondern als Gabe – als Martyrium im eigentlichen Sinn – als Zeugnis für die Lebendigkeit und Treue Gottes über den Tod hinaus.

In all dem ist Schmerz. Und wenn wir meinen, wir könnten uns heute einen schmerzfreien Glauben leisten, überhören wir das Seufzen der Kreatur. Dann wollen wir die Erfüllung hier und jetzt, das ultimative spirituelle Wohlgefühl. Das Seufzen zu hören und auszuhalten ist unbequem, aber für unseren Glauben lebenswichtig. Wenn es fehlt, hören wir auf zu hoffen. Darum soll es uns begleiten und stören. Damit wir unsere Verantwortung wahrnehmen und unseren Teil tun. Damit wir keine Schwächlinge werden.

Das Leid der Anderen ist nicht nur ein Appell – „tu um Gottes willen etwas!“. Es ist nicht nur der Kampf für eine gerechtere Welt. Es ist auch unsere heilige Pflicht, die Hoffnung nicht zu verlieren. Im Gebet zu verharren und zu seufzen: Dein Reich komme. Sonst werden eines Tages wir Zyniker und sagen: die Welt ist halt so wie sie ist. Dann hätten wir die Anderen, denen es schlecht geht, endgültig zu Opfern erklärt und uns mit der Gafferrolle abgefunden.

Das Seufzen, von dem Paulus im Brief an die Römer spricht – so habe ich es einmal in einer klugen Auslegung gelesen – ist wie das Stöhnen einer Schwangeren. Unsrer Welt ist in Erwartung. Jede Kreatur sehnt sich nach dem Kind, das zur Welt kommt. In dieser Erwartung ist der Schmerz nicht mehr länger nur das Zeichen der Zerstörung. Er wird produktiv zur Gabe der Wehen. Es ist ein Schmerz, der von der Liebe begleitet zur Freude wird.

Das ist eine gewagte Uminterpretation. Ich weiss nicht, ob sie wahr ist.
Aber ich will nicht aufhören zu hoffen, dass sie wahr wird. Denn letztlich ist
es die Hoffnung, die uns nicht zuschanden werden lässt.

Ralph Kunz
Kirchgasse 9, 8001 Zürich
ralph.kunz@radiopredigt.ch

Auf DRS 2 und auf DRS Musigwälle um 9.30 Uhr (kath.) und um 9.45 Uhr (ref.)

ISSN 1420-0155, Herausgeber: Katholischer Mediendienst, Reformierte Medien. Jahresabonnement per Kalenderjahr Fr. 40.-- als PDF-Datei. Einzel-Exemplare im Kopie-Verfahren für Fr. 3.-- über Radiopredigt, Postfach 1914, 4001 Basel. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdruckes, jegliche Reproduktion sowie Übersetzungen bleiben vorbehalten. Es gilt das gesprochene Wort. Bestellungen und elektronischer Versand: Radiopredigt c/o Reformierte Medien, Badenerstrasse 69, Postfach, 8026 Zürich, mail: abo@radiopredigt.ch. Produktion: Reformierte Medien, Zürich